

Identität,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist generell schwierig zu fassen. Aber für die Soziologie gilt das ganz besonders.

Identität impliziert Differenz und Erkennbarkeit. Soziologie muss sich von etwas anderem unterscheiden, und ihr Wissensbestand muss Spezifika aufweisen, die sie als »soziologisch« erkennbar machen. Man kann auch sagen, das Kriterium der Erkennbarkeit spezifiziert Differenz, gibt an, worin sie besteht. Im Ergebnis: Soziologie ist, was von der Soziologie und von ihrer relevanten Umwelt als Soziologie beobachtet wird. Differenz und Erkennbarkeit also. Der Reihe nach.

Das Differenzkriterium bedeutet erstens, dass die Soziologie als ein spezifischer Wissensbestand sowohl von ihrem Gegenstand als auch von anderen Wissensbeständen unterscheidbar sein muss. Man kann sich das am einfachsten in Kontrast zu Politik und Ökonomie klar machen. Schon wie diese Begriffe verwendet werden, ist auffällig: Man studiert »Politik« und »Ökonomie« (nicht aber »Gesellschaft« oder gar »das Soziale«). Die Begriffe erfassen sowohl die Disziplin als auch deren Objektbereich. Beide haben also ein eigenartiges Naheverhältnis zu ihrem Gegenstand. Das birgt in manchen Fällen die Chance eines privilegierten Zugangs zu Informationen und Einsichten, bedeutet oft die einfache Übernahme der Problemerspektiven und Fragestellungen ihres Objektbereichs und bringt es manchmal mit sich, dass diese Wissenschaften eher ein Teil der Probleme ihres Gegenstands als deren Lösung sind – aber genau das können sie natürlich nicht sehen. Und es bedeutet zweitens, dass sich die Soziologie von dem Wissen in ihrem Gegenstand abheben muss. Ihre Forschungspraxis muss zu Resultaten führen, die »wichtig im Sinn von »wissenschaftlich« (Max Weber) sind. Weder reicht es, wenn man »für die Aufstellung eines Stadtplanes sich darauf beschränken würde, Informationen von Einheimischen zu sammeln« (Alfred Schütz), noch ist ein Plan im Maßstab 1 : 1 sinnvoll.

Das Differenzkriterium ist relativ einfach zu behandeln, weil es erst einmal auf eine negative Bestimmung hinausläuft: Was Soziologie *nicht* ist. Viel schwieriger ist es, einen positiven Gehalt der Soziologie als Wissenschaft zu finden. Es ist darum keine Überraschung, dass sich Kontroversen, die um die Identität des Faches geführt werden, darauf konzentrieren.

Jetzt Erkennbarkeit. Ein Versuch, identitätsverbürgende Eigenschaften der Soziologie festzustellen, läuft über Methoden. Ein einheitlicher Methodenkanon, so die Erwartung, würde zur Integration des Faches führen. Der gemeinsame Instrumentenkasten, aus dem sich alle bedienen, verbürge eine spezifische Qualität der Forschungsergebnisse. Und dies mache jene Einheit der Soziologie aus, an der sie identifizierbar ist. Die Hoffnung, die Soziologie könne über Methoden integriert werden, verdankt sich mangelnder Selbstbeobachtung. Beinahe gerührt kann man beobachten, wie aus dem ehrlichen Bemühen unterschiedlicher Methodenschulen, ihren jeweiligen Methodenkanon als den *einen* zu etablieren, genau das Gegenteil entsteht.

Man sollte aber zweierlei bedenken: Erstens ist an dem Argument jedenfalls richtig, dass die Soziologie den Vorteil genießt, unter den Sozialwissenschaften für die Methodenverwaltung und -entwicklung zuständig zu sein. Rainer Lepsius hat darauf in dieser Zeitschrift vor Jahren energisch hingewiesen. Die Methodenkompetenz der Soziologie ist zwar nicht identitätsstiftend für das Fach als Wissensbestand, wirkt aber stabilisierend für die Disziplin als Institution.

Und zweitens ist das Ergebnis, dass sich die Identität der Soziologie eben aus Differenz konstituiert, nicht sehr überzeugend. Es mag die kritische Selbstbeobachtung der Soziologie etwas beruhigen, eignet sich aber als Antwort auf Nachfragen von außen kaum.

Dass aus der Vielzahl an Vereinheitlichungsversuchen nicht Einheit, sondern Differenz entsteht, gilt *mutatis mutandis* auch für Integrationsversuche über Theorie. Die sind aber seltener und viel zögerlicher; vermutlich, weil solche Versuche durch die Antizipation ihres Scheiterns schon stark gebremst werden. Was vielleicht daran liegt, dass Selbstbeobachtungskompetenz bei Theorielastigen stärker ausgeprägt ist als bei Methodenlastigen. Eigentlich paradox.

Wenn sich die Identität der Soziologie über Methoden nicht herstellen lässt – vielleicht dann über Inhalte? Auch dieser Versuch scheitert an unübersteigbaren Hindernissen. Denn alles in der Gesellschaft kann Gegenstand

der Soziologie sein. Dass das ein Problem ist, hat schon Emile Durkheim beobachtet, dafür aber damals noch keine überzeugende Lösung finden können. Die soziologische Beobachtungsperspektive selbst ist es, die zu dieser Unbegrenztheit ihrer Domäne führt: Für den soziologischen Beobachter liegt alles in der Gesellschaft (nota bene: nicht: *an* der Gesellschaft – die »Gesellschaft« als Ursache für alles und jedes einzuführen, ist keineswegs Soziologie). Diese Entgrenzung der Domäne der Soziologie war spätestens mit der Entwicklung der Soziologie des Wissens vollendet. Kann es eine Soziologie der Mathematik geben? Klar, als Soziologie mathematischen Wissens. Gibt es eine Soziologie der Geschlechterverhältnisse, der Religion, der Philosophie, der sozialen Ungleichheit? Selbstverständlich; alle nach demselben Muster: Das Wissen im Gegenstand über den Gegenstand ist Teil des Gegenstands soziologischer Forschung. Denn zum einen konstituieren sich soziale Phänomene aus dem Handeln der Leute, das von Wissen angeleitet ist. Und zum anderen entsteht dieses Wissen selbst aus Beobachtungen und Interpretationen der Leute. Beides lässt sich soziologisch analysieren.

Es zählt zu den Privilegien der Mitglieder des Vorstandes der DGS, dass sie alle zwei Jahre eine große Zahl an Veranstaltungsvorschlägen, vor allem viele Vorschläge zu ad hoc Gruppen lesen dürfen. In diesem Jahr (2010) waren es 146 Vorschläge. Dieses Paket an Vorschlägen ist eine eindrucksvolle Dokumentation von soziologisch geschulter Kreativität, ein Intensivkurs in gesellschaftlicher Aufmerksamkeit – und Anlass für die bange Frage: Was hält dieses Fach eigentlich zusammen? Inhalte jedenfalls nicht. Auch das wird an den Vorschlägen regelmäßig klar. Was bleibt?

Ich erinnere noch einmal an Merkmale, die sich hier gesammelt haben. Wesentlich sind: Die Soziologie hält Distanz zu ihrem Gegenstand, sie weiß um die Perspektivenabhängigkeit der Konstitution ihres Themenfeldes und damit: um die Unbegrenztheit ihrer Domäne, sie verwaltet die sozialwissenschaftliche Methodenkompetenz und verfügt über die Fähigkeit, Beobachtungen zu beobachten, und darum auch: die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung.

Shmuel Eisenstadt lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Entstehung der Soziologie aus der »umfassenderen intellektuellen Tradition der Selbstreflexion und Selbsterforschung« der Gesellschaft seit Reformation und Aufklärung. Die Soziologie differenziert sich in der Gesellschaft durch das Potential aus, sich selbst ihrer Reflexion auszusetzen. Diese Fähigkeit zur Selbstbeobachtung ist es, was die Soziologie von allen anderen Wissen-

schaftsdisziplinen unterscheidet. Es gibt keine Medizin der Medizin, es gibt keine Ökonomie der Ökonomie, es gibt keine Philosophie der Philosophie.

Soziologische Selbstbeobachtung bedeutet, dass bei der Theoriebildung und der empirischen Forschung Fragen nach den Konstitutionsbedingungen des Begriffsapparats, der Beobachtungsinstrumente und der Interpretationen prinzipiell immer mitgeführt werden. Das muss nicht immer explizit durchgeführt werden. Man kann nicht jeden Artikel, jedes Projekt bei Adam und Eva anfangen lassen. Aber die Soziologie muss prinzipiell darauf eingestellt sein, sich selbst als Beobachtungsobjekt zu begegnen. Darum muss Soziologie als Beobachtung zweiter Ordnung angelegt sein, welche Selbstbeobachtung mit einschließt. Dies liefert die Grundlage für eine kritische Selbstaufklärung, die sich nicht in einem prinzipiellen Ideologieselbstverdacht verliert. Dies bewirkt, dass Methodenregeln nicht als Dogmen fortgeschrieben, sondern in ihrem Sinn begreifbar (und begrenzt) werden. Vor allem aber gewinnt die Soziologie dadurch jenes Selbstbewusstsein, das es ihr möglich macht, Distanz zu ihrem Gegenstand zu halten, obwohl sie weiß, dass sie selbst Teil des Gegenstands ist.

Ihre Reflexivität ermöglicht der Soziologie auszuhalten, dass sie in der Gesellschaft zwar nicht beliebt, aber unverzichtbar ist. Also: Die Identität der Soziologie bildet sich über ihre Reflexivität.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, Sie werden sich jetzt denken: Diesmal war er doppelt so lang, aber nur halb so unterhaltsam. Stimmt.

Ihr

Georg Vobruba